

Yvonne Woon **DEAD**
BEAUTIFUL

Deine Seele in mir Roman

dtv

Yvonne Woon

DEAD BEAUTIFUL

Deine Seele in mir

Roman

Aus dem Englischen von Nina Frey

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



© der deutschsprachigen Ausgabe:
2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
© 2010 Yvonne Woon
Originally published in the United States and Canada
by Disney Hyperion as »Dead Beautiful«.
This translated edition published by arrangement with Disney Hyperion.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Marion Sauer, unter Verwendung von Fotos
von plainpicture
Gesetzt aus der Berling 11,25/14,5'
Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76038-6

Prolog

Ich verstand nichts vom Tod, bis ich anfang, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Erst dabei erfuhr ich die Wahrheit über Descartes, über die Kulturen der alten Griechen und Römer, über meine Vergangenheit. Meine Mutter sagte mir oft, dass Materie weder erschaffen noch vernichtet werden könne, sondern nur in einen anderen Zustand übergeht. Sie hatte unzählige alte Lehrsätze verinnerlicht, die ich immer wieder rezitieren musste, als ob sie mir etwas über die Welt erklären wollte, aber nicht die passenden Worte fand. Ich hatte nie richtig darüber nachgedacht, bis meine Eltern getötet wurden – doch dann war es zu spät, sie zu fragen, was das alles bedeutet hatte. Erst als ich ans Gottfried-Institut kam, begann ich zu begreifen, wer ich war und worin meine Bestimmung für die Zukunft lag. Doch zuerst will ich von den merkwürdigen Umständen erzählen, unter denen meine Eltern ums Leben kamen. Denn ihr Tod war es, der all die seltsamen Ereignisse in Gang setzte, die mich hierherführten. Und wenn ich in meinem ersten Jahr auf dem Gottfried eines gelernt habe, dann dies: Manchmal muss man zurückblicken, um die Dinge zu verstehen, die noch vor einem liegen.

Erstes Kapitel

Begegnung im Wald

*M*eine Eltern starben an einem heißen Abend im August. Es war mein sechzehnter Geburtstag und meine beste Freundin Annie und ich waren heimlich nach Santa Rosa gefahren, um dort zu feiern. Wir nahmen ihr Auto und vertrieben uns die Zeit am Strand von Buzzard's Point, lagen in der Sonne und spazierten am Wasser entlang. Gegen fünf, als die Flut einsetzte, packten wir unsere Badetücher ein und machten uns auf den Heimweg, um zurück zu sein, bevor unsere Eltern von der Arbeit wiederkamen.

Annie saß am Steuer; ihre langen, sandblonden Haare flatterten aus dem offenen Fenster, während wir den Prairie Creek Drive hinuntersausten. Es war eine malerische Straße, die sich von der Küste aus landeinwärts wand und durch den Redwood-Wald führte. Annie wollte nicht durch den Nationalpark fahren; die Strecke war eng und dunkel und es gruselte sie davor, aber aus irgendeinem Grund spürte ich, dass dies die richtige Straße war. Zehn Minuten Überzeugungsarbeit, dass es der kürzeste Weg zurück nach Costa Rosa sei, und sie machte mit.

»Also, wann triffst du Wes wieder?«, fragte mich Annie, während sie ihre Sonnenbrille zurechtrückte. Wes war im Abschlussjahrgang, groß und gescheit, mit schönen Zähnen, Kapitän der Fußballmannschaft und der einzige Typ an unserer Schule, mit dem sich ein Date lohnte. Leider sahen das alle anderen Mädchen genauso. Sie rannten ihm in Scharen hinterher und versuchten kichernd, seine Aufmerksamkeit zu erregen. So etwas hätte ich im Leben nicht gebracht – zum einen, weil ich es so erbärmlich fand, zum anderen, weil mir dazu einfach die Zeit fehlte. Ich hatte Lacrosse-Training, Hausaufgaben und einen Nebenjob. Und obwohl einigermaßen beliebt, war ich nicht besonders kontaktfreudig. Ich suchte mir meine Freunde lieber genau aus, setzte auf Qualität statt Quantität; und weil ich die meiste Zeit bei der Arbeit oder im Garten in ein Buch versunken statt mit anderen verbrachte, hätte ich nie angenommen, dass Wes auch nur meinen Namen kannte. Also fiel ich aus allen Wolken, als er mich um ein Date bat.

»Samstag angeblich. Aber er hat gesagt, dass er mich diese Woche anruft, und heute ist schon Donnerstag... Vielleicht hat er's sich anders überlegt.«

Annie verdrehte die Augen. »Mach dich nicht lächerlich. Klar ruft er an.«

Ich hoffte, dass sie recht hatte. An den Wochenenden half ich auf einem Bauernmarkt am Obststand aus. Wes hatte vor zwei Wochen vorbeigeschaut und mich gefragt, welche Äpfel die besten seien. Er gab zu, dass er keine Ahnung von Obst hatte, und fuhr sich dabei mit der Hand nervös durch die Haare. Danach lud er mich ins Kino ein und ich war so überrascht, dass ich die Tüte mit den Äpfeln

fallen ließ. Seit unserem Date konnte ich an nichts mehr klar denken, nur an den buttrigen Kuss, den er mir in der Dunkelheit des Kinos gegeben hatte und bei dem seine Lippen mit meinen zu einem Geschmack nach Popcorn und Salz verschmolzen waren.

Ich schüttelte den Gedanken ab. »Ich weiß nicht mal, ob er mich überhaupt besonders mag«, sagte ich achselzuckend. Ich wollte mir keine allzu großen Hoffnungen machen.

»Also, ich finde, ihr passt perfekt zusammen«, sagte Annie, lehnte sich zurück und trommelte mit den Fingern zur Musik.

Ich lächelte. »Danke, An«, sagte ich und drehte das Radio lauter.

Wir waren beide seit Jahren in Wes verknallt, aber Annie hatte das nie zwischen uns treten lassen. Sie war die Schöne von uns zweien, bescheiden und anmutig; ein sanftes, liebenswertes Wesen. Ich dagegen war die Impulsive, Dürre, die permanent zur falschen Zeit mit dem falschen Spruch herausplatze. Mein braunes, welliges Haar schien ein Eigenleben zu führen und der schräge Pony hätte gut aussehen können, saß aber schon nicht mehr richtig, wenn ich den Friseursalon verließ. Ich war lieber draußen als drinnen und rannte lieber, als zu gehen. Das Ergebnis war, dass meine Knie dauernd mit Pflastern übersät waren und meine Wangen sonnengebräunt und sommersprossig.

Die Straße wurde eng und kurvig, als wir nordwärts in den Redwood-Wald fuhren. Uralte Bäume säumten den Straßenrand und der Himmel nahm allmählich ein bedrohliches Rot an. Den ganzen Sommer über war die Witterung

seltsam und unberechenbar gewesen und nach tagelangem blauen Himmel konnte ich am Horizont die ersten Wolken ausmachen.

Annie bremste, als wir eine Kurve nahmen. Im Auto roch es nach Sonnenmilch und Aloe vera und ich drückte gerade an meinen Wangen herum, um im Spiegel meinen Sonnenbrand zu untersuchen, als ich das Auto entdeckte. Es war ein rostiger weißer Jeep mit Dachgepäckträger, am Straßenrand abgestellt.

Ich richtete mich in meinem Sitz auf. »Halt mal an«, sagte ich zu Annie.

»Was?«

»Halt mal an!«, wiederholte ich.

Annie hielt neben dem Jeep, als die letzten Strahlen der kalifornischen Sonne in die Nacht übergingen. »Ist das nicht der Wagen von deinem Dad?«, fragte sie, während sie den Schlüssel aus der Zündung zog.

»Ja«, sagte ich verwirrt und öffnete die Tür.

»Warum steht der hier?«, wollte Annie wissen, als sie die Tür zuschlug.

Dafür hatte ich keine Erklärung. Mein Vater sollte eigentlich bei der Arbeit sein. Meine Eltern waren beide Lehrer an einer Highschool in Costa Rosa, über eine Stunde von hier entfernt. Durch meine gewölbten Hände spähte ich in den Jeep. Er war leer; auf dem Sitz lag viel verstreuter Kram herum, als ob es mein Vater eilig gehabt hätte. Die riesigen Stämme der Mammutbäume standen nur drei Meter entfernt und bildeten eine Wand zwischen Straße und Wald, der zusehends von der Finsternis verschluckt wurde. Ich griff nach meiner Jacke in Annies Auto und zog sie an.

»Was machst du da?«, fragte Annie besorgt.

»Er muss irgendwo dort sein«, sagte ich und lief Richtung Wald.

»Was?«

Ich hielt an. »Vielleicht ist er ... wandern gegangen. So was machen sie manchmal am Wochenende.« Ich versuchte, das mit Überzeugung rüberzubringen, aber ich glaubte selbst nicht daran. »Ich sehe nur mal nach.«

»Warte«, rief Annie, »Renée, warte! Es wird dunkel. Lass uns vielleicht besser zu Hause auf sie warten.«

Ohne zu antworten, lief ich zu Annies Auto und beugte mich über den Beifahrersitz. Ich wühlte im Handschuhfach herum, bis ich die Taschenlampe fand, die ihre Eltern für Notfälle immer dabei hatten.

»Keine Angst, ich bin in ein paar Minuten zurück. Warte hier auf mich.« Und ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und rannte in den Wald.

Im Redwood-Wald war es kalt und klamm. Der Badeanzug durchfeuchtete meine Kleidung und ich wickelte mich fest in meine Jacke, als ich zwischen den Bäumen hin und her jagte. Weich sanken meine Turnschuhe in die Erde ein; Farne und Gestrüpp schlugen mir gegen die Schienbeine.

»Dad?«, brüllte ich in die Dunkelheit, aber der Wald verschluckte meine Stimme. »Dad, bist du hier?«

Der Strahl meiner Taschenlampe tanzte im Laufen wild umher; Waldketten blitzten im Licht auf, um gleich wieder zu verschwinden. Die Mammutbäume bauten sich dunkel und bedrohlich vor mir auf und ihre Wipfel ragten weit

hinaus aus dem Nebel, der sich jetzt auf dem Boden breit-
zumachen begann.

Ich hatte das Gefühl, schon stundenlang gerannt zu sein, als ich endlich anhielt, um nach Luft zu schnappen. Aus den Augenwinkeln sah ich einen Lichtschimmer, der vom Boden reflektiert wurde. Langsam schob ich mich in die Richtung. Meine Hand zitterte, als ich mit der Taschenlampe hinleuchtete. Es war eine Münze. Ich berührte sie mit der Spitze meines Turnschuhs und ging vorsichtig weiter. Ein langes, dünnes Stück heller Stoff lag in die Erde gedrückt und ich folgte ihm in die Dunkelheit.

Als ich tiefer in den Wald vordrang, schien die Luft kälter zu werden. Ich schauderte, während ich meine Jacke noch fester um mich zog und den Boden mit meiner Taschenlampe absuchte. Er war übersät mit Münzen und weißen Stofffetzen. Neugierig beugte ich mich vor, um besser sehen zu können, als irgendwo in der Ferne das Laub zu rascheln begann. Dann eine Bewegung und sanfte Schritte auf dem Erdboden.

Ich erhob den Blick zum schattigen Dickicht, das mich umgab. Es war still, bis auf den Wind oben in den Zweigen. Erleichtert setzte ich einen Schritt vorwärts, da stieß mein Fuß gegen etwas Weiches, Großes.

Mein Magen zog sich zusammen, als ich meine Taschenlampe auf den Boden richtete und sah, was dort lag. Eine Hand, so bleich wie Porzellan, ihre feingliedrigen Finger in die Erde gekrallt. Ich folgte ihr zu einem Handgelenk, einem Arm, einem Hals, einem erdverschmierten Gesicht, verschleiert von Strähnen langen, kastanienbraunen Haars.

Mir stockte der Atem und ich wandte mich ab. Der

schneidende Geruch verrottender Blätter hing in der Luft. Widerwillig blickte ich auf den Körper.

»Mom«, flüsterte ich, kaum hörbar.

Sie lag auf dem Rücken, die Arme schlaff an der Seite. Ihre Augen waren geschlossen, und wäre sie nicht so bleich gewesen, hätte ich vielleicht gedacht, sie schliefe bloß. Ihre dünnen, athletischen Beine, die ich von ihr geerbt hatte, waren nun kalt und steif, obwohl sie noch die mädchenhafte Form hatten, auf die sie so stolz gewesen war.

Ich beugte mich über sie und legte einen Finger an ihren Hals. Ihre Haut war eiskalt. Ich weiß nicht, wieso ich ihren Puls suchte, obwohl ich wusste, dass sie schon tot war. So leblos sah sie verhärmt aus als gewöhnlich, als ob sie um zehn Jahre gealtert wäre. Ihre Wangen waren merkwürdig eingesunken und ihre Brille war verschwunden. Ohne sie wirkte die Haut unter ihren Augen wund, mit hängenden Ringen wie die Jahreslinien eines Baums.

Mein Vater lag ein Stück entfernt, um ihn verstreut weitere Geldstücke. Die Taschenlampe glitt mir aus den Fingern, landete weich auf dem Boden und rollte ein Stück, bis ihr Lichtkegel die Beine meines Vaters erfasste. Als ich seine Stiefel anstarrte, die in einem unnatürlichen Winkel dalagen, schnürte es mir die Luft ab. Ich wollte wegschauen, zum Auto zurückrennen und nach Hilfe rufen, aber ich brachte es nicht fertig, denn ich wusste, dass dies die letzten Augenblicke waren, die ich jemals mit meinen Eltern haben würde.

»Warum?«, würgte ich heraus. Als ich ein Kind war, schienen meine Eltern selbst auf die schwierigste Frage eine Antwort parat zu haben. Aber nun, zum ersten Mal,

blieben sie stumm. Ich wischte mir die Augen und berührte die Lippen meiner Mutter. Sie waren gerade weit genug geöffnet, dass ich ein dünnes Fetzen Stoff hervorblitzen sehen konnte. Behutsam zog ich es zwischen ihren Zähnen heraus und hielt es ins Licht. Die Ränder waren ausgefranst und es hatte die weiche Beschaffenheit einer Mullbinde. Ich wendete es in meinen Händen und blickte hinunter auf meine Mutter. Keine Anzeichen von Gewalt waren zu erkennen, keine Blutergüsse oder Kratzer auf dem Körper, kein Blut. Aber der Mullstoff, die Münzen – das war das Werk eines Menschen. Allein der Gedanke ließ mir das Herz rasen. Ich drehte mich um und starrte in die Dunkelheit: War ich allein?

Die Bäume schienen auf mich niederzustürzen, die Baumkronen kreisten mich ein und neigten sich zu mir herab. Bilder meiner sterbenden Eltern vernebelten mir das Gehirn; vor meinen Augen tanzten Sternchen und ich wusste weder vor noch zurück. Den Stoff in der Faust, legte ich meinen Kopf auf die Brust meiner Mutter und schloss die Augen, lauschte dem Knarren der Bäume und hoffte, dass es Morgen wäre, dass der Wald leer und voll Sonne und alles klar sein würde, wenn ich sie wieder öffnete. Um mich herum strich die kühle Nachtluft durch die Äste und die weißen Stofffetzen flatterten am Boden, wie Motten, die blind hinter einem Fliegengitter tanzten.

Am Tag, als meine Eltern beerdigt wurden, spürte ich den ersten kalten Lufthauch aus meiner Vergangenheit. Ich lag auf dem Wohnzimmerboden und starrte auf die Insekten,

die sich an den Fensterrändern sammelten, als es klingelte. Annies Mutter Margerie, die während der Beerdigung bei mir blieb, machte die Tür auf.

»Mr Winters, ich bin so froh, dass Sie gekommen sind«, sagte sie gedämpft.

Ich lauschte. Leises Gemurmel von Stimmen; das Geräusch von Schuhen, die an der Fußmatte abgestreift wurden; und dann ein tiefes Husten.

Schritte.

»Renée«, sagte Margerie sanft.

Ich rührte mich nicht. Zwei Füße hielten vor mir an und ich starrte auf die großen braunen Schuhe.

»Renée, dein Großvater ist hier.«

Ich richtete mich auf. Meine Haare klebten mir schweißnass am Hinterkopf.

»Hallo, Renée«, dröhnte er mit Bassstimme. Er streckte eine lange ledrige Hand aus, um mir aufzuhelfen. Er hatte etwas Gelehrtenhaftes, mit weißem Haar, übermäßig langen Ohrläppchen und einem fleischigen, zu groß geratenen Gesicht, das durch reine Schwerkraft in die Länge gezogen zu werden schien. Seine Kleidung atmete den süßlichen Geruch von Pfeifentabak.

Ich ignorierte seine Hand und legte mich wieder hin. Brownie Winters, der Vater meiner Mutter. Es schien seltsam, dass wir den gleichen Nachnamen trugen, obwohl ich ihn nicht mehr gesehen hatte, seit ich sieben war. Er und meine Eltern hatten sich lautstark gestritten und dann war er unter Türenknallen verschwunden. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Noch nicht mal eine Geburtstagskarte hatte es gegeben.

»Du hast die Feier verpasst«, sagte ich kalt und starrte auf seinen faltigen Hals.

Er seufzte. Er hatte die Augen meiner Mutter, wasserblau und irgendwie traurig. »Ich habe erst heute Morgen erfahren, was passiert ist. Ich hoffe, du kannst meine Abwesenheit verzeihen.«

Ich schwieg. Meine Mutter hatte mir immer von den strengen Regeln erzählt, die er ihr als Jugendliche in Massachusetts gesetzt hatte; wie er ständig nur ans Geld und Auftreten und den guten Familiennamen gedacht hatte, den auch ich tragen musste – statt dem meines Vaters. Die Kindheit meiner Mutter auf dem düsteren Anwesen im Wald hatte immer so anders gewirkt als meine. Stets hatte sie gesagt, dass es einsam gewesen sei und dass sie mehr Zeit mit der Haushälterin verbracht habe als mit ihren Eltern, was wohl auch der Grund gewesen war, mit meinem Vater nach Kalifornien zu ziehen. Unser Haus war eines von denen, wo man Dinge anfassen durfte, pflegte sie zu sagen. Es war nichts Besonderes, aber gemütlich, mit Wänden, die voller Fotos hingen, und großen Fenstern, durch die das Licht der Morgensonne fiel. Der Rasen wurde nie rechtzeitig gemäht und im Pool trieben Blätter und tote Käfer, doch an heißen Sommertagen schien alles vollkommen. Ich musterte die Schuhe meines Großvaters. Sie wirkten unbequem.

»Ich werde eine Weile bei dir wohnen«, sagte er und setzte sich die Brille auf. »Eine ganze Weile, denke ich. Deine Eltern haben mich als deinen gesetzlichen Vormund eingesetzt; zugegebenermaßen eine Überraschung für mich, in Anbetracht unserer letzten Begegnung. Aber eine

angenehme Überraschung natürlich, auch wenn ich es mir nie unter solch tragischen Umständen gewünscht hätte. Ich habe es immer bedauert, in deinem Leben keine Rolle zu spielen.« Er hielt inne und fuhr dann mit milderer Stimme fort. »Manchmal hilft es, an schöne Dinge zurückzudenken. Sie erinnern dich daran, dass das Glück existiert, auch wenn es gerade nicht so scheint.« Ich antwortete nicht und er stand etwas unbehaglich neben mir. »Nun, dann freue ich mich darauf, dich beim Abendessen zu sehen. Es wird um Punkt halb acht serviert.«

Ich schloss meine Augen und zwang mich, nicht loszuheulen. Auch wenn er mein gesetzlicher Vormund war und praktisch alles, was ich noch an Familie hatte, war es mir egal, ob er bei mir blieb oder ob ich ihn niemals wiedersehen würde, und zu Abend essen würde ich garantiert nicht. Mein Appetit hatte sich seit der Nacht im Wald komplett verabschiedet. Ich war allein, völlig allein, und ich hatte keine Ahnung, wo und wie sich mein Leben ohne Eltern abspielen sollte. Besucher gaben sich bei uns die Klinke in die Hand, aber sie zogen wie hinter einem Schleier an mir vorbei, eher wie Schattenrisse als wie richtige Menschen.

Mein Großvater belagerte mich noch immer, doch ich blieb stumm und wartete, bis er schließlich seine Hose abklopfte und sich in die Küche zurückzog. Über mir durchpflügte der Deckenventilator langsam die Luft, bis ihr heißer, schwerer Atem meinen Hals streifte.

Die nächste Woche verging wie im Traum. Ich verbrachte die meiste Zeit damit, im Haus herumzuirren und dabei die Hitze und meinen Großvater zu meiden, der anschei-

nend immer nur über meine Zukunft sprechen wollte, obwohl ich noch in der Vergangenheit festhing. Er war Professor, inzwischen pensioniert; meine Großmutter war gestorben, als ich noch ein Baby war. Jetzt, da er hier war, war ich praktisch ans Haus gefesselt. Beinahe über Nacht wurde mein Leben zu einem »Tagesablauf« reglementiert. »Regeln helfen uns beim Leben, wenn wir den Willen dazu verloren haben«, sagte er. Er brachte seinen Gutsverwalter mit, einen kahlen, schlaffen Typen namens Dustin, der kochte, putzte und ihn herumkutscherte. Dreimal am Tag wurde gegessen: Frühstück um sieben, Mittagessen um eins und Abendessen um halb acht. Das Frühstück zu verschlafen war verboten und ich musste meinen Teller leer essen, bevor ich den Tisch verlassen durfte. Normalerweise wäre das kein Problem gewesen, aber das von Dustin Servierte war weder leicht hinunterzubekommen noch zu verdauen: Gänseleberpastete, Weinbergschnecken, Beluga-Kaviar, Blutwurst und stachlige Salate, die mehr einem Reptil als einem Gemüse ähnelten.

Beim Abendessen krittelte mein Großvater an meinen Tischmanieren herum und betrachtete meine zerfetzten Jeans und Trägerhemdchen mit Abscheu. Meine Körperhaltung sei entsetzlich, sagte er, und ich hielt meine Gabel wie ein Barbar.

Heute war keine Ausnahme. Obwohl ich zurückschlagen wollte, warf ich ihm nur einen grimmigen Blick zu – ich hatte rasch gelernt, mir meine Schlachtfelder vorsichtig auszusuchen, und heute Abend hatte ich keine Zeit für einen Streit. Ich schielte auf die Uhr. Es war acht und ich musste hier raus. Die Teller, das Besteck, die Küchen-

rolle über der Spüle, das Glas mit Kleingeld auf dem Sims – alles erinnerte mich an meine Eltern und wie sie umgekommen waren. Doch wenn ich gehen wollte, musste ich es bald tun, denn zum ersten Mal in meinem Leben musste ich zu einer bestimmten Zeit zu Hause sein. Zehn Uhr.

»Heute Abend geh ich aus«, murmelte ich.

Dustin stand in seinem altmodischen Anzug in der Ecke, die Hände hinterm Rücken gefaltet, und starrte Löcher in die Decke, als hörte er uns gar nicht zu. Ich betrachtete ihn mit Unbehagen.

Mein Großvater legte die Gabel ab. »Sprich bitte deutlicher.«

Ich wiederholte meine Worte, diesmal lauter und ärgerlicher.

»Besser«, sagte er und sah auf die Uhr. »Allerdings ist es schon spät. Bleib heute lieber zu Hause.«

Draußen senkte sich die Sonne gerade auf die Nachbarhäuser hinab. »Aber draußen ist es noch hell«, protestierte ich.

»Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken, dass du nachts alleine draußen bist. Es ist gefährlich.«

»Ich bin nicht allein. Annie ist dabei«, improvisierte ich.

»Ich möchte es lieber nicht«, sagte er bestimmt.

»Dann sollte ich wahrscheinlich nach oben gehen, damit ich den Rest meines Lebens allein in meinem Zimmer rumhocken kann, weil das überhaupt am ungefährlichsten ist.« Ich nahm meinen Teller und erhob mich.

Dustin machte Anstalten, mein Gedeck abzuräumen, aber mein Großvater winkte ihn fort. Ich drehte ihnen den

Rücken zu und trug meinen Teller zur Spüle, fast schon die Siegerin.

»Renée«, rief er mir hinterher, »darf ich dir eine Frage stellen?«

Ich ignorierte ihn und drehte den Wasserhahn auf.

»Wie hast du deine Eltern gefunden?«

Das erwischte mich unvorbereitet. Der Schwamm glitt mir aus der Hand und rutschte ins Spülwasser.

»Das hab ich dir schon erzählt.«

»Ja, das hast du«, sagte er leise. »Aber ich glaube, da ist noch etwas.«

Ich antwortete nicht.

»Ich weiß, dass wir nicht über deine Eltern gesprochen haben; ich wollte, dass du ohne meine Einmischung um sie trauern kannst.«

Die Küche war eng – eine winzige Kammer direkt neben dem Esszimmer – und ich fühlte, wie der Blick meines Großvaters nebenan auf mir ruhte.

»Ich mag in deinem Leben bisher kaum in Erscheinung getreten sein, aber ich weiß, wie schwierig es ist, einen geliebten Menschen zu verlieren. Deine Mutter Lydia war meine Tochter. Ihr Tod war kein Unfall. Das wissen wir beide. Schließlich warst du diejenige, die sie gefunden hat.« Er hielt inne. »Bitte, tu einem alten Mann den Gefallen.«

Das waren die ersten vernünftigen Worte, die er seit seinem Einzug geäußert hatte. Ich drehte mich um und blickte ihm in die Augen. »Auf der Rückfahrt vom Strand hab ich Annie gesagt, dass sie den Prairie Creek Drive statt der B 101 nehmen soll.«

»Wieso?«

»Weil es mir schneller vorkam«, sagte ich, ohne den wahren Grund zu verraten: dass es mich regelrecht dorthin gezogen hatte.

»Was passierte dann?«

»Ich hab ihr Auto am Straßenrand gesehen. Wir haben angehalten und ich bin in den Wald rein. Annie hat auf mich gewartet.«

»Und weiter?«

Bilder aus dem Wald blitzten vor meinem geistigen Auge auf. »Ich bin einfach losgerannt. Ich – ich wusste nicht, wohin ich wollte; ich wusste nur, dass ich tiefer reinmuss.«

»Und dann?«

»Und dann hab ich die Münzen gesehen.«

Der Wasserhahn war immer noch aufgedreht. Ich sah zu, wie das Wasser über die Teller lief.

Die Stimme meines Großvaters durchbrach die Stille. »Und was geschah dann?«, fragte er milde.

Ich drehte mich zu ihm. »Das war's! Dann hab ich sie gefunden. Sie waren tot. Willst du mich die ganze Nacht noch mal durchmachen lassen? Du weißt, was passiert ist. Du hast den Polizeibericht gelesen. Ich hab denen alles erzählt.«

Ich drehte mich weg und wischte mir die Augen.

»Es tut mir leid«, sagte er sanft. »Ich weiß, wie schwierig es für dich ist, ohne deine Eltern auskommen zu müssen und mich hier zu haben. Es ist seltsam und unerwartet, dass das Schicksal uns nach so langer Zeit wieder zusammenführt. Aber denk einmal nach. Kommt es dir nicht merkwürdig vor, dass du zufällig am Auto deines Vaters

vorbeikommst und dann sogar noch die Leichen deiner Eltern entdeckst, die eine Meile weiter nördlich davon liegen? Der Redwood-Wald ist über dreihundert Quadratmeilen groß und doch findest du sie innerhalb einer halben Stunde.«

»Vielleicht war es ein ... ein Zufall.« So hatte es die Polizei genannt.

Er hob eine weiße, buschige Augenbraue. »War es das?«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will gar nichts sagen«, versicherte er mir. »Ich versuche nur zu begreifen.«

»Ich weiß nicht, wie ich sie gefunden habe. Ich bin einfach nur losgerannt.«

Mein Großvater schien etwas sagen zu wollen, aber dann lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und stützte das Kinn auf seine Faust. »Du brauchst neue Schuhe. Die, die du trägst, sind viel zu jugendlich für ein Mädchen deines Alters. Wir werden dir nächste Woche ein neues Paar besorgen.«

Perplex schaute ich auf meine Chucks. Seine Bemerkung hätte mich kaltlassen sollen, aber das tat sie nicht. Da saß er, mit seinen Fragen und Regeln und seiner Zehn-Uhr-Sperre, wollte mir meine Lieblingsturnschuhe wegnehmen und zwang mich, über den einen Moment meines Lebens zu sprechen, den ich unbedingt vergessen wollte. Er ruinierte auch noch den letzten Rest meines ohnehin schon verpfuschten Lebens.

»Ich will keine neuen Schuhe«, brüllte ich, »ich will meine Eltern wiederhaben.« Ich rannte nach oben, knallte meine Zimmertür zu und brach zornig und hilflos auf dem

Boden zusammen. Ohne nachzudenken, rief ich Annie an. Beim dritten Klingeln hob sie ab.

»Ich muss hier raus«, sagte ich ihr. »Holst du mich ab?«

»Bin in zehn Minuten da.«

Wir fuhren zum Jachthafen. Seit unserem Strandausflug hatte ich Annie kaum gesehen. Als ich an jenem Abend nicht aus dem Wald zurückgekommen war, hatte sie die Polizei gerufen und danach begonnen, mich zu suchen. Nachdem man mich bei den Leichen meiner Eltern gefunden und nach Hause gebracht hatte, hatte sie mich nicht gelöchert, was ich gesehen oder empfunden hatte. Ich war froh, dass ihr die Worte fehlten, denn mir ging es genauso. Wie hätte ich ihr erklären sollen, dass ich an jenem Tag im Wald ebenfalls gestorben, dass alles bedeutungslos geworden war? Alles, was ich einmal geliebt hatte – Lacrosse, der Strand, Bücher, Geschichte, Filme –, das alles wirkte nun sinnlos.

Und dann all die Menschen – die Nachbarn, die Mädchen vom Lacrosseteam, die Verwandten, Leute aus der Stadt. Unablässig kamen sie zu mir und erzählten, dass sie meine Eltern gekannt hatten und wie sehr sie ihnen fehlen würden. Zum ersten Mal im Leben war ich tatsächlich froh, dass meine Eltern mir kein Handy erlaubt hatten: eine Sache weniger, auf die ich reagieren musste. Die Polizei kam. Und hatte Fragen. Ob ich wusste, weshalb meine Eltern an diesem Tag im Wald gewesen waren. Ob sie sich an den vorangegangenen Tagen ungewöhnlich verhalten hatten. Oder ob es irgendwelche Feinde gab.

»Nein«, antwortete ich. »Nein.«

Aber am schwersten war es, eine Erklärung zu finden für das, was geschehen war. Beider Todesursache war ein Herzanfall gewesen, was vernünftig geklungen hätte, wären da nicht die Umstände gewesen. Es war einfach ein unmöglicher Zufall, dass beide zum genau gleichen Zeitpunkt einen Herzanfall gehabt haben sollten. Trotzdem bestätigte das medizinische Gutachten, dass sie körperlich ansonsten völlig gesund und unversehrt waren, dass es keinerlei Hinweise auf Gewalt, einen Kampf oder irgendetwas Ungewöhnliches gab – mit einer Ausnahme. Bei beiden waren bei der Autopsie Erde und Streifen weißen Stoffs im Mund gefunden worden. War an diesem Stoff etwas auffällig? »Nein. Nur ganz gewöhnlicher Mull, wie er in jedem Krankenhaus verwendet wird«, sagten sie mir. Aber keiner hatte eine Erklärung dafür, wie er dorthin gekommen sein konnte.

Die Polizei war zum Schluss gekommen, dass das Herzversagen durch einen »Wanderunfall« ausgelöst worden war, doch für mich war das keine Erklärung. »Wie soll das ein Unfall gewesen sein?«, hatte ich die Polizeibeamten angeschrien, die Ärzte und die Krankenschwestern. »Wollen Sie mir wirklich erzählen, dass beide in derselben Sekunde an einem Herzschlag gestorben sind? Das gibt's nicht. Sie waren gesund. Sie hätten bei der Arbeit sein sollen. Sie hatten *Mullbinden* im Mund! Wie kann das normal sein?« Sie warfen mir verständnisvolle Blicke zu und erklärten mir, dass ich eine schwere Zeit durchmachte und dass sie mich verstünden. Sie würden die Akte noch nicht schließen. Aber mir war klar, dass es nicht genug Beweismaterial gab, um eine genauere Untersuchung zu rechtfertigen. War es Mord? Ich wusste es einfach nicht. Warum sollte irgendwer

meine Eltern umbringen wollen? Und warum der Wald, die Münzen, der Stoff? Wenn jemand meine Eltern umgebracht hatte, dann war das Absicht, und das bedeutete, dass derjenige noch irgendwo frei herumlief. Aber da war auch noch das Rätsel mit meiner Mutter, die so unerklärlich verhärrt ausgesehen hatte, viel älter als am Tag davor. Wie konnte das sein? Vielleicht waren sie wirklich wandern und hatten beide einen Herzinfarkt. Vielleicht war es Selbstmord. Vielleicht drehte ich auch langsam durch.

Beim Jachthafen angekommen, zogen Annie und ich unsere Schuhe aus und gingen hinunter zum Felsstrand. Die Anlegestelle, die tagsüber mit ihren Booten so farbenfroh wirkte, war nun mit bläulichen Schatten verhangen.

»Danke fürs Abholen«, sagte ich zu Annie und tauchte meine Zehen ins Wasser.

»Immer gern.« Sie setzte sich auf die Steine. »Neulich ist mir übrigens Wes über den Weg gelaufen.«

Ich schaute sie erwartungsvoll an.

»Er hat nach dir gefragt. Wollte wissen, wie du mit ... alldem fertigwirst. Er hat dich wohl angerufen, aber du hast dich nicht gemeldet.«

»Er hat mich angerufen?« Ich war baff. Die ganze letzte Woche hatte ich kein einziges Mal an ihn gedacht und es wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, dass er an mich denken könnte. Seit der Nacht im Wald hatte das Telefon dauernd geklingelt – Freunde, Nachbarn, die Polizei, die Versicherungen. Irgendwann hob ich einfach nicht mehr ab und überließ alles meinem Großvater.

»Er hat gemeint, dass er auf den Anrufbeantworter ge-

sprochen hat. Er hat sich Sorgen gemacht und wollte einfach nur wissen, ob du okay bist.«

»Kommt mir vor wie Jahre, dass ich ihn zuletzt gesehen habe«, sagte ich, eher zu mir selbst, und musste lächeln. Zum ersten Mal seit dem Tod meiner Eltern fühlte ich, wie sich etwas in mir regte. Wenn ich an Wes dachte – an sein kratziges Kinn, seine muskulösen Arme, seine braunen Locken und daran, wie er mit seiner Hand meinen Nacken entlanggefahren war, als er mich küsste –, dann war es fast, als ob gar nichts geschehen wäre, als ob ich einfach in mein altes Leben zurückkehren könnte. Seit jener Nacht im Wald hatte ich nichts mehr empfunden; ich konnte es nicht zulassen. Wie in Trance hatte ich die letzte Woche zugebracht – mein Körper hatte sich durch das Haus bewegt, als wäre er lebendig, während in ihm drin mein Geist bei den Toten weilte.

Ganz plötzlich packte mich ein unglaublicher Drang, mehr zu spüren: Schmerz, Glück, einfach *irgendwas*. Vor mir lag das Wasser völlig ruhig, so als würde es mit gewaltigem Druck von der Nacht niedergespresst.

Ich hatte keinen Badeanzug an, aber das war mir egal. Dieser entlegene Teil des Hafens war nachts immer verlassbar. Ich riss mir die Kleider vom Leib und sprang ins Meer. Die eisige Kälte schnürte mir die Luft ab und das Salzwasser brannte in den Augen.

Als ich auftauchte, kam Annie gerade hereingewatet; ich spritzte sie nass und sie kreischte auf. Ich tauchte wieder unter und schwamm weiter hinaus. Die Boote um mich herum schaukelten sacht auf dem Wasser, und als ich einen Blick zurückwarf, sah ich Annie auf dem Rücken treiben und in den Himmel starren.

Dann drehte ich mich wieder um und stellte fest, dass vor mir etwas zur Wasseroberfläche aufstieg.

Es war rund und länglich, behängt mit etwas, das wie eine Schleppe zerfledderter Kleidung aussah, und bewegte sich träge auf den kleinen Wellen. Es war von einer ungesunden bleichen Farbe.

Ich schrie und schwamm zurück zum Ufer; meine Arme peitschten wild durchs Wasser.

»Was ist passiert?«, rief Annie außer sich und stellte sich wieder hin.

Ich zeigte auf die Bucht. »Da draußen treibt jemand.«

Annie sah hinaus. »Die Boje?«, fragte sie schließlich.

»Ich hab gedacht«, sagte ich nach Luft schnappend, »ich hab gedacht, das wär ein Mensch.«

Besorgt schaute Annie mich an. »Das ist nur eine Boje voller Seetang.«

Peinlich berührt blinzelte ich und zwang mich, genauer hinzusehen. Ich seufzte vor Erleichterung, als ich feststellte, dass sie recht hatte. »Tut mir leid. Bin anscheinend wirklich am Durchdrehen.«

Wie aufs Stichwort ging ein Licht an und leuchtete aufs Wasser. »Ist da wer?«, rief jemand von einem Boot aus, das in der Bucht vor Anker lag.

»Oh Gott«, sagte ich, nicht gerade wild darauf, in Unterwäsche gesehen zu werden. »Lass uns verschwinden.« Und im Mondlicht wateten wir zurück ans Ufer.

Nachdem Annie mich abgesetzt hatte, schlich ich mich durch den Hintereingang rein, in der Hoffnung, dass mein Großvater schon ins Bett gegangen war. Gerade hatte ich es

in die Küche geschafft, als sich eine bedrohliche Gestalt im Türrahmen abzeichnete.

Ich erstarrte. »Mist!«, murmelte ich.

»Du warst schwimmen, wie ich sehe«, sagte mein Großvater streng. Sogar zu dieser Uhrzeit trug er noch seinen teuren Tweedanzug und den Gehrock.

»Mir war heiß.«

Meine Ironie war nicht an ihn verschwendet. »Hältst du das für einen Witz?«, fragte er laut.

Die plötzliche Schärfe in seiner Stimme ließ mich zusammenzucken.

»Du könntest jetzt tot sein. Glaubst du, meine Regeln sind reine Willkür? Dass ich sie dir aufzwinge, um dich zu quälen?«

»Tot? Wie meine Eltern? Vielleicht wär das gar nicht mal so schlecht, dann müsste ich wenigstens nicht mehr so weiterleben.«

Er betrachtete mich prüfend. Ich presste mein Sweatshirt gegen die Brust und wartete darauf, dass er etwas sagte. Es war so still, dass ich das Wasser aus meinem Haar auf den Linoleumboden tropfen hörte.

»Ich bedaure, dass du das so empfindest«, sagte er. »Das lag nicht in meiner Absicht. Trockne dich ab und dann geh schlafen. Wir unterhalten uns morgen früh.«

Am nächsten Morgen erwachte ich spät und stieg auf Zehenspitzen die Treppe hinab. Zum ersten Mal seit seinem Einzug hatte mich mein Großvater das Frühstück verschlafen lassen. Das hätte ein Triumph sein können, war aber derart untypisch für ihn, dass es mich misstrauisch

machte. Mein Großvater saß im Wohnzimmer, im Lesesessel meines Vaters, eine Zeitung auf dem Schoß. Dustin räumte gerade seine Tasse vom Beistelltisch ab. Vorsichtig betrat ich das Zimmer, um nicht zu sehr auf mich aufmerksam zu machen.

»Renée«, sagte er, beinahe herzlich, »komm herein.« Er deutete auf den Esstisch.

Er trug Hosen und Gehrock, dazu eines seiner Manschettenhemden, die jeden Abend von Dustin gestärkt und gebügelt wurden. Sein schütteres weißes Haar, sonst makellos frisiert, war an der Seite zerzaust, wohl weil er seinen Kopf auf die Hand gestützt hatte. Er trank einen Schluck Wasser und ich rüstete mich für die Strafpredigt.

»Setz dich doch«, sagte er.

Dustin zog einen Stuhl für mich heran und holte eine Serviette und ein Gedeck hervor.

»Ich habe viel über deine Situation nachgedacht«, fuhr mein Großvater fort.

Ich zupfte an meinen Shorts herum und musterte seine lange, gerötete Nase. Sie war derart gewaltig, dass sie im Gesicht eines jüngeren Menschen schlichtweg unvorstellbar schien.

»Und ich habe beschlossen, dich zur Schule zu schicken.«

Ich schüttelte den Kopf. »Was? Aber ich geh schon zur Schule.«

»Auf ein Internat. Und zwar auf eines der besten.«

Schockiert fuhr ich hoch. Mein ganzes Leben war hier – Annie, meine Freunde, meine Lehrer, die Leute, mit denen ich aufgewachsen war. Sie waren alles, was ich noch hatte. Mein zweites Highschooljahr würde demnächst losgehen

und ich hatte es in die Lacrosse Mannschaft und den Aufbaukurs Geschichte geschafft, der eigentlich für den Abschlussjahrgang reserviert war. Und da war natürlich Wes ...

»Aber das darfst du nicht!«, rief ich, obwohl ich mir da nicht sicher war. Wie konnte er mich hier einfach so wegreißen?

Er faltete seine Hände über dem Knie. »Es ist höchste Zeit, dass du eine richtige Schulbildung bekommst. Humanistische Bildung. Ich habe gesehen, was heutzutage in den Schulen abläuft; wie die Schüler wählen dürfen, was ihnen zu lernen beliebt und was nicht. Eine ineffiziente Methode, wie schon tausendfach erwiesen. Das Gottfried-Institut gibt es schon seit Jahrhunderten. Ich bin mir sicher, dass es dich mit dem gleichen soliden Fundament versehen wird wie deine Mutter.«

Ich wollte dazwischenfahren, doch als er meine Mutter erwähnte, hielt ich mich zurück. Ich hatte nicht gewusst, dass sie ins Internat gegangen war. Sie hatte mir Geschichten von ihrer Kindheit erzählt, über die Highschool und wie sie meinen Vater kennengelernt hatte. Aber nie hatte sie mir erzählt, dass sie auf einem Internat gewesen war, geschweige denn auf einem renommierten. Mein Vater musste auch dorthin gegangen sein, da sie sich aus dem Englischunterricht kannten. Warum hatte sie das verschwiegen?

»Ich geh da nicht hin«, sagte ich herausfordernd. »Du kannst mich nicht zwingen.«

Seufzend schüttelte er den Kopf. »Ganz im Gegenteil, das kann ich durchaus. Deine Eltern haben mich in ihren Testamenten mit deiner Sicherheit betraut. Als dein erster

Vormund liegt es in meiner Verantwortung, so zu handeln, wie ich es für deine Zukunft für am besten halte.«

»Aber sie haben dich gehasst. Als sie noch am Leben waren, haben sie dich nicht zu mir gelassen. Wie willst ausgerechnet *du* wissen, was am besten für mich ist? Du kennst mich doch gar nicht.«

»Dem mag so sein«, sagte er ruhig, »trotzdem bleibt es eine Tatsache, dass ich dein Großvater bin und du minderjährig. Ich kenne dich besser als du selbst. Jetzt setz dich. Bitte.«

Ich wand mich innerlich und sank auf den Stuhl.

»Ob es dir gefällt oder nicht, ich bin dein gesetzlicher Vormund und du gehst aufs Gottfried. Jetzt werde ich dir ganz klar und deutlich etwas sagen: Du bist hier nicht in Sicherheit, Renée.«

»Was meinst du?«

»Deine Eltern sind umgekommen. Ich weiß nicht, warum oder wie oder durch wen, aber gewiss nicht durch natürliche Umstände.«

»Aber die Polizei hat doch –«

»Die Polizei meint, dass sie beide eine Art Herzanfall hatten. Glaubst du das?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Dann ... was dann? Du glaubst, dass sie jemand ermordet hat? Dass sie jemand in den Wald gejagt und umgebracht hat?«

Mein Großvater schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Renée. Ich weiß nur, dass es kein Unfall war. Deshalb müssen wir fort.«

Im Eiltempo ging ich alle Möglichkeiten durch. Ich konnte weglaufen, bei Annie und ihren Eltern bleiben. Oder einfach überhaupt nie wiederkommen, wie Huckleberry Finn auf einem Floß den Fluss runtertreiben, und mein Großvater würde mich nie finden. Ich musste Annie alarmieren. Vielleicht konnten wir ihre Mutter überreden, mich zu adoptieren.

Mein Großvater schien meinen Unwillen zu ahnen. »Wir brechen morgen Abend auf. Falls notwendig, werde ich dich höchstpersönlich in den Wagen setzen.«

»Morgen? Ich kann nicht morgen weg. Was ist mit meinen Freunden?«

Auf einmal war es mir egal, ob da draußen irgendein Mörder darauf wartete, mich in Stücke zu hacken. Ich würde bleiben und herausfinden, was mit meinen Eltern passiert war. »Ich geh niemals von hier weg«, sagte ich trotzig. »Nicht mit dir oder deinem blöden Butler.«

Aus der Zimmerecke kam ein Hüsteln von Dustin, aber ich scherte mich nicht darum.

»Für so etwas haben wir keine Zeit«, sagte mein Großvater. »Der Unterricht beginnt in einer Woche. Du solltest dankbar sein, dass das Gottfried dich derart spät noch aufnimmt. Ohne meine hervorragenden Beziehungen zur Schule wärest du wahrscheinlich noch nicht mal in die engere Auswahl gekommen.«

»Ich kapiert das nicht«, rief ich und versuchte, die Zornstränen zu unterdrücken. »Warum soll es an einer anderen Schule sicherer für mich sein? Warum gehen wir nicht einfach zur Polizei?«

»Die Polizei war hier und du wirst dich daran erinnern,

was sie für eine Hilfe war. Im Moment ist das Gottfried-Institut der sicherste Ort für dich, den es gibt. Ich habe dir einen Koffer vor dein Zimmer gestellt. Packe sparsam, du wirst nicht viel brauchen. An der Ostküste herrscht ein anderes Klima und am Gottfried gibt es eine strenge Kleiderordnung.« Er musterte meine Shorts und mein Tanktop. »Deine momentane Garderobe dürfte den Vorschriften kaum entsprechen. Wir werden dir nach der Landung eine angemessenere Ausstattung besorgen.«

Hatte ich richtig gehört? »Die Ostküste?«

»Das Gottfried liegt am westlichen Rand von Maine.«

Ich kippte fast vom Stuhl. Ich war davon ausgegangen, dass das Gottfried eine, vielleicht zwei Stunden von Costa Rosa entfernt war, aber nach Maine umzuziehen war eine andere Geschichte. In meinem ganzen Leben war ich noch nie an der Ostküste gewesen. Das Wort allein ließ vor meinem geistigen Auge Bilder von strengen, ausdruckslosen, schwarz gewandeten Menschen aufsteigen, von dunklen, unermesslich langen Wintern. Ich konnte mir noch nicht mal annähernd meinen Seelenzustand ausmalen, wenn ich dorthin ziehen müsste.

»Da kann ich nicht hin«, schrie ich. »Ich werde nicht ...«

Aber mein Großvater schnitt mir das Wort ab. »Glaubst du, deine Eltern hätten gewollt, dass du hierbleibst und dich wie die ganze letzte Woche im Selbstmitleid suhlst?« Er warf mir einen eisigen Blick zu und schüttelte den Kopf. »Nein, sie hätten gewollt, dass du mit deinem Leben weitermachst. Und genau das wirst du jetzt tun.«

Das Gespräch war beendet und ich stürmte aus dem Zimmer. Oben setzte ich mich ans Fenster und starrte hin-

aus; Tränen trübten mir den Blick. Es hatte etwas Unwirkliches, wie sich mein Leben in nur einer Woche verändert hatte. Meine Eltern waren tot und ich hatte keine Vorstellung davon, was jetzt kommen würde. Aber Angst hatte ich nicht. Ich war am Leben, und als ich den Hörer abnahm, um Annies Nummer zu wählen, schloss ich die Augen und versprach meinen Eltern, das nie wieder für selbstverständlich zu halten.